

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 20 (1871)

Artikel: Der Dudelsackpfeifer auf dem Storchbrunnen in Bern, nebst einigen Mittheilungen über bernische Kulturzustände aus früherer Zeit : aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Vaters, Karl Howald
Autor: Howald, Karl
Kapitel: Mittheilungen über bernische Kulturzustände in früherer Zeit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Athem ausging, als sie auf dem letzten Löchlein piffen, und Dinge sahen und nannten, daß die Leute aus dem Sterbezimmer wegliefen und absolut nicht mehr zurückkehren wollten. Bei dieser Art von Spielleuten bezeichnet die aufhorchende Gans die Tröpfe, die Narren für Weise halten und den Vorwurf verdienen: „Du bist doch nie dummer, als wenn du um Gotteswillen gescheidt sein solltest!“

Bernervolk! wie viel hast du in den letzten Jahrzehnden von Bor- und Sackpfeifern aller Art erlebt, wie streng wird einst die Geschichte über dich und deine Verführer zu Gericht sitzen!

Mittheilungen über bernische Kulturzustände in früherer Zeit.

Ungeachtet der scharfen Linie, nach welcher in der öffentlichen Meinung und durch Gesetze, den Begriffen der Zeit entsprechend, die ehrlichen von den unehrlichen Berufsarten, die Freien von den Unfreien unterschieden und in gesellschaftlicher Beziehung getrennt waren, ungeachtet der bei verschiedenen Anlässen verschärften Mandate der Regierung gegen wilde Ausbrüche der Leidenschaften, waren manche Volksitten der alten Berner noch äußerst roh und unanständig; etliche derselben hielt man sogar durch althergebrachte Freiheiten für berechtigt. Indessen hätte man doch Unrecht, wenn man gegenüber jenen rohen Volksitten früherer Jahrhunderte die gegenwärtigen Belustigungsarten unseres Volkes als gar zu

veredelte darstellen wollte. Wir geben jedoch gerne zu, daß es im Allgemeinen äußerlich wenigstens decenter zugeht, als ehemals, und daß heut zu Tage eine Truppe herumschwärmender Lustigmacher es nicht wagen würde, in der Stadt am heiter hellen Tag die ihnen begegnenden Weibspersonen in den Bach zu werfen.

Der Abstand zwischen dem Guten und Bösen war früher ungleich bemerkbarer, auch im öffentlichen Leben, als heutzutage; nur die Furcht vor öffentlichen Strafen und gestrengen Richtern konnte die wilden Ausbrüche entfesselter Leidenschaften eindämmen; hätte damals der Grundsatz Geltung gehabt: „auch der Rücken eines Strolchen soll dir heilig sein,“ welche gesellschaftlichen Zustände wären wohl eingetreten?

Man hätte auch Unrecht, von jenen wüsten Ausbrüchen wilder Böbelroheit auf das Familienleben der alten Berner überhaupt einen Schluß ziehen zu wollen. Außer wenigen und seltenen Ausnahmen war sowohl unter dem Adel, als in der Bürgerschaft, der Ehebund heilig gehalten; groß war die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern, deswegen ruhte auch der Segen der Verheißung auf ihnen, welche Gott seinem fünften Gebot beigegeben hat. Sechs Jahrhunderte lang blieben die Berner ein unbefiegttes Volk.

Der Berner Volkscharakter überhaupt war von jeher kein äußerst lebhafter, kein vehementen und bouillanter, wie die Berner auch bekanntlich keinen Adler im Wappen haben; unser Bauernvolk ist wahrlich ein arbeitsames und, wenn's in seinem Normalzustand sich befindet, genügsames und braves Volk, mit treuer Anhänglichkeit seinem schönen, reichgesegneten Vaterland ergeben. Welche Heimathliebe spricht aus den Hirtenliedern und Ruhreihen der Oberländer, Siebenthaler und Emmenthaler! Einer der ältesten vaterländischen Gesänge, der zu Stadt und Land seit Jahrhunderten, an häuslichen

Festlichkeiten, Hochzeiten und Taufstagen mit besonderer Vorliebe gewählt war, — ist das sogenannte Simmeliberglied. Es ist aus uralter Volkspoesie hervorgegangen, und beinahe möchte man glauben, der Dichter der Verse und der Componist der meisterhaften Melodie dazu (in moll) sei ein und derselbe gewesen. Man muß es von schlichten Bergleuten in rein gehaltenem vierstimmigem, ich möchte sagen, Choral singen hören, um seine eigenthümliche, unnachahmliche Heimeeligkeit zu empfinden; denn beim bloßen Lesen oder Nachspielen des in Noten herausgegebenen Stücks und beim Bericht der lebhaftesten Erzählung hat man den geringsten Theil des Genusses davon.

Es ist im Simmeliberg durchaus nichts Gefünsteltes. Die Worte scheinen in einer Sennhütte auf hoher Alp zusammengereimt worden zu sein, sie sind der schlichteste Ausdruck treuherziger Einfalt, unschuldiger Liebe und schwermüthiger Sehnsucht, die über Berge und Thäler hinblickt und ruft :

Ist aber e Möntsch uf Erden,
Daß i möcht by-n-ihm sy?
Und mag er mir nit werden,
Vor Chummer stirbe-n-i.

Die wehmuthsvolle Klage, die dem Simmeliberg zufließt, ist mit feinen desperaten Exclamationen untermischt und spricht furchtlos vom Sterben, wie vom Grab, und in idyllischem Heimweh von „üses Buehli's Garten" sammt den Nelken und den Muskatbäumchen, welche darin stehen.

In frühern Zeiten hörte man öfters in den Dörfern an häuslichen Festen vierstimmigen Psalmengesang, ja selbst in der Stadt bisweilen an Dienstagabenden ertönte derselbe aus den Weinkellern herauf, wenn der Rebensaft die Gemüther der marktbesuchenden Bauern und Landmädchen fröhlich

gestimmt hatte; wir haben diese letztere Bemerkung in einer „Beschreibung“ gelesen, die im Jahr 1794 verfaßt war, und halten sie für durchaus glaubwürdig, nachdem wir die Liebe unseres Landvolks zum harmonischen Psalmengesang, die noch jetzt in manchen Gegenden fortbesteht, kennen gelernt haben.

In unruhigen und stürmischen Zeiten waren aber stets auch Spottlieder gegen die Feinde, die das Volk haßte, bei der Hand. Zur Zeit des Schwabenkriegs gingen Spottlieder von Mund zu Mund. Durch Spottlieder kam auch der Kappelerkrieg zum Ausbruch, daher im sogenannten Kappelerbrief und spätern eidgenössischen Friedensschlüssen das gegenseitige „Schmüzen und Schmähen“ ernstlich verboten wurde.

Zu den rohen, vormaligen Volksfitten rechnen wir namentlich die mit dem Schall der Trommel und der Dudelsackpfeife begleiteten Lauf- und Springtänze, bei welchen es als eine besondere Gewandtheit und Geschicklichkeit galt, wenn der Tänzer mitten im Sprung die Weibsperson rücklings auf den Boden niederwerfen, resp. ihr den „Hacken schlagen“ konnte. Aehnliches fand bei den sogenannten „Waldtänzen“ häufig statt.

Daß bei Umzügen in der Stadt Weibspersonen, welchen man begegnete, in den Stadtbach geworfen wurden, haben wir schon oben erwähnt. Zu Basel warf man an den Fastnachten nicht nur Jungfrauen, sondern auch Ehefrauen, deren man habhaft werden konnte, in die Brunnen; sehr wahrscheinlich in Bern auch.

Die liebe Jugend an der Matte und Brunnengasse, sowie diejenige an der Golattenmattgasse stand im besondern Ruf der Rohheit; wollte etwa ein Betrunkener oder ein Weib, welches öffentliches Aergerniß gegeben, dem Ordnungsruf eines Polizeibeamten sich nicht fügen, so drohte dieser: „Folge,

oder ich übergebe dich den Buben." Gesah dieses letztere, so entstand eine Scene auf offener Gasse, die der ähnlich war, wenn am hellen Tag eine Gule unter einen Schwarm von Krähen fällt.

Durch das sittenlose nächtliche Umherschwärmen wurde die öffentliche Ruhe öfters so gestört, daß die Obrigkeit Verbote unter Androhung empfindlicher Strafen bekannt machen ließ; ähnliche erließ sie auch gegen die zu Stadt und Land überhandnehmenden Säuferien und klagte, „daß täglich ihrer viel bis in die Nacht in Kellerhöhlen und anderswo gefessen und sich also vyhisch gefüllt, daß sie weder stahn noch gahn können und noch dazu viel mit Singen, Hülen und Schreyen und andern üppigen Pöffen, Reden und Geberden, und daß junge Buben und Meitli an offenen Gassen so ungeschücht an einander gehanget und unter einander trolet, daß nit ein Wunder gsin wäre, wenn die Erde sich uffthan und solche schantliche Menschen verschluckt hätte.“

Auch Gotteslästerungen und die schändlichsten Flüche, Messerzucken u. dgl. waren zu gewissen Zeiten an der Tagesordnung; ob damals auch „mildernde Umstände“ existirt haben, können wir hingegen nicht mit Sicherheit beurtheilen.

Betrunkene und Dirnen wurden vor allem Volk in eine der an verschiedenen Orten der Stadt befindlichen Trüllen¹⁾ eingesperrt und so lange getrüllt, bis sie sich selbst und Andern zum wahrhaft abschreckenden Exempel geworden waren.

Es ist Thatsache, daß nach den burgundischen und italienischen Kriegen infolge der großen Beute und des vielen Geldes, welche die Sieger und Reisläufer mit sich nach Hause gebracht, die Ueppigkeit der Volks sitten allgemeiner wurde;

¹⁾ Erforderte wohl viele, viele Trüllen, wenn man die Betreffenden noch heutzutag alle trüllen wollte.

Anmerk. des Herausgebers.

wenn aber, wie Seckelmeister Urcher in seiner Rechnung pro 1500 ansetzt, zwei Pfunde als obrigkeitliche Unterstützung für das öffentliche Frauenhaus ausgegeben wurden, so sind dieselben dem Scharfrichter zugeflossen, welcher, wie schon hievor bemerkt, die Aufsicht über diese Häuser führte.

Nicht selten jedoch geschah es, daß solche, die öffentliches Mergerniß gegeben hatten, auch öffentlich Buße thaten und sich nackend mit Ruthen peitschten, „was manchem rostigen Sünder nothdürftig war,“ meint Justinger.

Viele heilsame Befehrungen bewirkten die Ermahnungen eifriger und beredter Bußprediger, wie diejenigen des berühmten Leutpriesters Johann von Stein; weniger hingegen die langen, ermüdenden Kanzelreden des Barfüßers Jakob Damp, in denen wohl der Ursprung des noch heute üblichen Bernerausdrucks „Dampfen“ für langweiliges Geplauder zu finden ist. Daß die Prediger jener längst vergangenen Zeiten, auf der Kanzel, sehr frei und ohne Menschenfurcht reden durften, erhellet aus manchem schönen Zeugniß, das für Gottes Ehre abgelegt war. Wie kühn und stark griff Zwingli die sogenannten Reisläufer an, wie mannlich Haller, Kolb und Manche ihres Gleichen die päpstlichen Irrthümer!

Valerius Anshelm bemerkt in seiner Chronik, T. III, p. 250, zum Jahr 1503, bei der Schilderung der zunehmenden Ausgelassenheit, wie sich in Bern vermehrt hätten die Müßiggänger, neuen Fensterjunker, die Kriegsleute, die Dirnen und aller Arten Buben und auch die Sänger und Spielleute. Von den verschiedenen Gattungen der Buben sagt er, der Mehrtheil derselben und die Bornehmsten hätten gleichwohl für wohlgeschult, witzig und als redliche Ehrenleute wollen gehalten sein, nach Inhalt dieß Reimens:

Wag's, lug um Geld, so kaufst du d'Welt,
Schlicht, fromm schafft nüt; List, Falsch g'winnt d'Lüt.

In Manuela's Todtentanz erscheint eine dieser Soldatendirnen in ihrer buntfarbigen Kleidung nach damaligem militärischem Zuschnitt; sie trägt ein mit weißen Straußenfedern geziertes Baret, einen kaum über die Knie herabreichenden Rock, einen Dolch auf der rechten Seite mehr zum Prunk, als zur Selbstvertheidigung, und gelbe Halbstiefeln. Der sinnige Maler hütete sich wohl, der Figur die Physiognomie einer Bernerthochter zu geben; um jedoch auch dieses Bild durch historische Bedeutung interessant zu machen, gab er demselben den Kopf der kriegerischen Jungfrau von Orleans, der Johanna d'Arc¹⁾ und zeichnete sie gerade so, wie sie zur selben und noch in späterer Zeit in Frankreich abgebildet wurde. Neben ihr, deren schönes Antlitz Mitleiden erregt und einer würdigern Jungfrau gehörte, erscheint der Tod, als Dufelsackpfeifer sich ihr nahend mit einer Geberde, die zum Tanz einzuladen scheint. Er redet sie an:

Mein liebe Dirn g'heb dich nun wohl,
Dein Herz groß Neu jetzt haben soll;
Verlaß gar bald dein sündlich Leben,
Und loß auf mein Sackpfeiffen eben.

Sie antwortet:

Ach, daß ich hab so schandlich g'lebt,
Und mein Gott nie vor Augen g'hebt,
Ich such' allein des Leibes Lust. —
Jetzt hilft mich nichts, all's ist umjust.

¹⁾ Von den Einen ward dieses Heldenmädchen als eine gottbegeisterte Jungfrau, von den Andern als eine gemeine Soldatendirne angesehen und von den Engländern gar als eine Hexe zu Rouen verbrannt. — Schiller, der Stolz der deutschen Literatur, hat in seinem Trauerspiel „die Jungfrau von Orleans“ der hochherzigen Befreierin Frankreichs ein unvergängliches Ehrendenkmal errichtet. — Manuel, der die mailändischen Kriege gegen die Franzosen mitgemacht hatte, war um so geneigter, der gemeinen

Durch den Flitterstaat, den die aus fremden, namentlich den italienischen Kriegen nach Bern zurückkehrenden freien Mezen mitgebracht, wurden sogar ehrbare Bürgerweiber zu einem üppigen Lebenswandel verleitet; jedoch galten diese Vergernisse als Ausnahmen und von der Mehrzahl der Hausmütter höhern und niedern Standes konnten die Männer mit Wahrheit bezeugen, was Ritter Ludwig von Dießbach in seiner Hauschronik von seiner Gattin schreibt: „Myn fromme, trüwe, liebe Gemahel wär mit mir in das Elend gezogen; ach Gott, was großer Zucht und Liebi und Dienst hat sie mir bewiesen bis zu ihrem Tod!“

Zum Schlusse unserer Betrachtungen über Cultur- und Sittenzustände im alten Bern können wir nicht umhin, des äußerst merkwürdigen Glasgemäldes zu erwähnen, dessen Composition dem Sohn des berühmten Dichters und Malers Niklaus Manuel zugeschrieben wird, und das ursprünglich in einem Fenster des Manuelischen Wohnhauses der Kreuzgasse gewesen ist¹⁾. Beachtenswerth ist daran nicht nur die Darstellung zweier, im Gespräch begriffener Berner, eines aus den ersten Zeiten der Stadt und eines aus derjenigen des großen Sittenverfalls, sondern auch das neben beiden ange-schriebene Gespräch über die Ausartung der Zeitgenossen im

Volksjage Gehör zu geben, die eines der herrlichsten Charakter-bilder der Geschichte Frankreichs in den Staub herabzuziehen suchte, und zu weit von den 28 urkundlichen Handschriften entfernt, kraft welcher, erst 3 Jahrhunderte nachher, der gottbegeisterten Jungfrau eine glänzende Ehrenrettung bereitet worden ist.

¹⁾ Jetzt befindet es sich in der Sammlung des Schultheißen von Mülinen. — Neben dem Alt-Berner steht das Rägeli-Wappen, neben dem Stuzer dasjenige der Familie May. Copirt ist das Gemälde, jedoch ziemlich mißlungen, in den schweiz. Alterthümern (Bd. I. Tafel XIV. Bern 1823—1824); auch steht dasselbe als Titel-Bignette im III. Band der Anshelm'schen Chronik von Stierlin und Wyß. Daß der Junker eine Copie des „Edel Jüngling schön und reich“ im Todtentanz ist, sieht man auf den ersten Blick.

Gegensatz zur einfachen Lebensweise in der großen Heldenzeit Berns. Was nun vorerst das Auftreten Beider betrifft, so ist schon der äußere Contrast recht auffallend. — In der ungezwungenen Stellung eines ehrbaren Hausmanns steht der Alt-Berner da, zwar nicht in rohen Zwilch wie ein Lamgner gekleidet, sondern wie es sich für einen wohlhabenden Bürger schickt, mit freundlich ernstem, handfestem Aussehen. Weder Schnauz noch Bocksbart entstellen das mit einer rothen Mütze bedeckte Haupt. Die schlichte und dennoch saubere, nette Kleidung besteht in einem kurzen, mörlinfarbenen Wams, das zugleich als Weste und Kleid dient und nicht einen einzigen überflüssigen Knopf hat. Anliegende Hosen und Strümpfe bestehen aus Einem Stücke und sind von grünem, wollenem Zeug verfertigt, ohne irgend eine schnörkelhafte Verzierung. Schwarze währschafte Schuhe sind die einfache Fußbekleidung; am Halse, auf der Brust und den Armen macht sich ein sauberes weißes Hemd bemerkbar. Die wenigen Knöpfe des braunen Wamses sind massiv und von Messing; rechts an der Seite hängt, nach alter Sitte, ein kurzer, handfester Hirschfänger, an dessen rothlederner Scheide, zur Kommodität, ein Besteck von Messer und Gabel angebracht ist. Auf der rechten Seite des Barets machen ein paar kleine weiße Federchen ein Sträußchen aus, das eher an den freien Bürger, als aber an einen stolzirenden Junker erinnert.

Dem wackern, wohluntersehten, markigen Alt-Berner gegenüber steht ein einbildischer Geck in der buntscheckigsten Stutzertracht, wie sie gegen das Ende des XV. Jahrhunderts auch zu Bern aufkam. Ob ihn die mit Falten und Wülsten reichlich versehenen buntfarbig gestreiften, knapp anliegenden Hosen geniren oder ob er die Beine so furios auseinanderspreizt, vielleicht gar um eine malerische Stellung anzunehmen, gleich einem Theaterhelden, wer will's ermitteln? — Räm's

nur auf den Kleiderstaat an, so möchte man fast glauben, der Alt-Berner wäre des pomadigen Junkers leibhafterer Kammerdiener, obschon in der frei aussehenden, männlichen Miene des erstern nichts zu dieser Vergleichung Anlaß gibt. Wo sollen wir mit der Beschreibung des Anzugs des Letztern anfangen und wo enden? Auch dieser Gock erinnert an ein buntfarbiges, irdenes Geschirr. Welche geschmacklose Ueberladung von eitler Zierrath! Der lange, reichverzierte Parade-
degen des Junkers steht da, fast einem Hühnerfädel gleich, hintenaus, worauf sich füglich eine Reihe von Gluckhennen postiren könnte. Welche Haarfräuslerkunst ist doch an diesen Kopf verwendet worden und an den blonden Bocksbart; wie kokett sitzt das breite, schwarz und weiße Barett an der rechten Kopfseite herunter mit seinen üppig wellenden weißen Straußenfedern und mit dem, in künstlicher Goldverzierung eingefassten, großen, grünen Edelstein? Die (rothseidenen) Riemen der vom Schneider mit erstaunlicher Sorgfalt gemachten, weißen, weitfaltigen Ärmel sind über den Ellenbogen mit goldener Agraffe zusammengehalten, und mit den feinen, zarten Fingern der rechten Hand spielt der Fraß tändelnd auf dem vergoldeten, hohlen Degenknopfe. Wie viel hält er sich auf die goldene Kette zu gut, die ihm über die Brust herunterhängt? Das offene, rothseidene, weitfaltige Röcklein thut den Dienst eines Rittermäntelchens, das wenigstens den Rücken deckt. Die Strümpfe, schwarz und gelb gestreift, nehmen sich in der Nähe der einfarbigen Waden des Alt-Berners possirlich aus. Auffallend ist auch die grelle gelbe Farbe an diesem Kostüm, denn sie war, wie Anshelm in der Schilderung des Sittenverfalls nach den Burgundischen Kriegen bezeugt, erst damals Modefarbe geworden, vorher aber Judasfarbe genannt. In einer alten Handschrift der Justinger'schen Chronik steht die Bemerkung, daß die gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts

des Unglaubens wegen „Gebüßten“ an ihren Kleidern hätten gelbe Kreuze tragen müssen: „und mußten darzu gelbe Grüze tragen, Jar und Tag.“

Der Ausdruck des Gesichtes ist so, als hätte er sich eben noch im Spiegel beschaut und, um sich zur Unterredung mit dem Alt-Berner Courage zu machen, ein Gläschen Claret getrunken. Nicht männlich, sondern männisch sieht er aus und beinahe so, als trüge er gar eine Perrücke. Ob auch die Zähne falsch seien, können wir nicht mit Gewißheit sagen. Gewiß ist, daß damals, als Manuel diese Zeichnung entworfen hatte, das Tragen künstlicher Zähne in der vornehmen Welt gäng und gäb war. Valerius Anshelm erzählt im Fegerhandel, daß der im April 1508 vom Papst nach Bern gesandte Bischof von Castel, Namens Achilles da Graßis von Bononia, ein hochgelehrter trefflicher Mann, erfahren und guten Alters, „brucht ze reden helfenbeinen Zähn.“

Schon die Haltung und Tracht der Figuren ist sprechend; der Künstler hat ihnen jedoch noch einen erläuternden Commentar in Versen beigesezt und somit dem Gemälde einen zweifachen Werth verliehen.

Der sich vornehm spreizende, in alle Weg genirte Junter mit den hauschigen Ärmeln redet den schlichten Alt-Berner, weder mit „lieber Nachbar“ noch mit „guter Freund“ an, sondern mit einem diplomätelnden „Alter Eidg'noß,“ — als schämte er sich, es zu wissen, daß der vor ihm stehe, ein alter Berner sei.

Alter Eidg'noß nun sag mir an, wohar du din Glück habest gehan;
Man forcht din Schatten wirs dann mich; des gieb mir Bescheid,
das bitten ich dich.

Ich mag nüt wollen in wellichen Dingen, das uns nüt ouch so wol
will gelingen.

Diwil wir doch die listiger sind, dan ihr, als ich das g'schriben find.
Drum begehrt ich von dir Bescheid, womit ihr Alten hand Ehr yngleit,

Und ist so wohlfeil by euch gesehn, Stachel und Ysen, Brodt und
Wyn;

Darum so zürnend nüt an mich, daß ich euch fragen so eigentlich?

Der Alt-Berner antwortet:

Mein lieber Gesell¹⁾, ich sagen dir das: By uns ein sömliche
G'wohnheit was,

Gottsfürchtig, treuw, einfaltig Wesen, Hochmuth mocht by uns
nüt g'nesen.

Allein fründlich mit mannhafter Demuth, Einigkeit mit Verach-
tung unrecht Gut,

Willig ze schirmen alle Frommen, dahar ist uns Alten Glück und
Heil kommen.

Der Wohlfeile halb verstand hieby, bin ick ein Kosten der Spezery
Von Saffran, Zimmat und ouch Muschat, Syden, Thammast
und Sammat,

Das was by uns in schlechter Aht, wir hand deren nüt vil
angemacht,

Auch welsche Epyhen und Mellunen, Rebhühner, Urhahnen, Wach-
teln und Capunen,

Claret, Spocraz und Malvasier, Muscateller, Rapiser und Rom-
mayer,

Und juster vil der Wallchen Trachten, deren wir wenig in unsern
Hüs'ren machten.

Milch, Res, Anken, Ziger und Rys, das war gemeinlich unser Epyh.
Jezt pflanzest du wider in das Land, das wir vertriben und uß-
grütt hand,

Hoffarth, G'walt, großen Uebermuth; allein daß dir werd' groß
Gutt (Geld),

Es komme dir, woher das well, vom Thüfell oder us der Hell,
Gutt — Was unser Knecht, jek ist's din Herr, wer bi dir Gutt hat,
der hat Ehr.

Ich sag dir das on' allen Spott: Gutt ist worden din Herr Gott.
Das schafft din frömd Blut süchtig g'lehrt, das hat dich alle
Bosheit g'lehrt.

¹⁾ „Gesell“ hat hier keinen verächtlichen Nebenbegriff, sondern bezeichnet einen Zunftgenossen.

H...., Espilen, Füllen und Präßen, als zu dir rappen uff der Maßen,
Macht dir kein Wölfe (Wohlfeile) in dinem Land, du ladeßt uff dich
groß Spott und Schand.

Der Ueberfluß in allen Dingen mag dir damit kein Wölfe bringen.
Willst du Glück und Wohlfeile han, so mußt du von diner Bosheit lan.
Bitt Gott, daß Er dir das verzych, so wirst du Glück han ewiglich.
Min lieber Junger das bitten ich dich.

Wahrlich diese ernste, eindringliche und doch zugleich gutgemeinte Zurechtweisung bedarf keines Commentars, und dürfte vielleicht, wiewohl unter zum Theil veränderten Formen und Umständen, noch heutzutage ihre Geltung haben.

Zu keinen Zeiten suchte die Regierung zu Bern mit so entschieden christlichem und ernstem Sinn der Unsittlichkeit und öffentlichen Aergernissen Einhalt zu thun, als in den ersten Jahren nach der Reformation; aber auch zu keiner andern Zeit hat jemals die Regierung ein so freies, schönes, evangelisches Glaubensbekenntniß abgelegt, wie in dem von ihr im Jahr 1532 im Druck herausgegebenen Berner-Synodus; derselbe ist und bleibt ein sehr werthvolles und ehrenwerthes Aktenstück der Bernischen Landeskirche. Glückliche ein Land, das solche gottesfürchtige Regenten besitzt; sie führten eine Sittenreformation herbei, bei welcher es, wie bei der kirchlichen, auch mancherlei Schwierigkeiten gab, allein sie ließen sich nicht abschrecken, schafften Bordelle ab (1537), ließen Häuser der Unzucht und solche, wo sonst in Saufen und Spielen ein Lumpenleben geführt wurde, schließen. — Auch auf die Ehrbarkeit des Familienlebens richtete sich das wachsame Auge der treuen Landesväter; noch in viel spätern Zeiten erinnerten erlassene Sitten-Mandate an die gute Ordnung, die zur Zeit der Reformation bei der Einwohnerschaft der Stadt Bern bestanden hatte. Im Jahr 1628 (also im Jubiläumsjahr der 1528 eingeführten Reformation) wurde folgender Befehl bekannt gemacht: Wir gebieten allen Knaben und

Mägdlein — sie gehen in die Schule oder nicht — ernstlich, daß sie sich fromm, züchtig und still halten und sich nach Hause begeben und heimgehen, wenn man die Betglocke läutet — „wie einst allwege gebräuchlich war“ — und sich darnach auf der Gasse weiter nicht finden lassen; welche aber ungehorsam sein würden, die sollen durch die Eltern und die Schulmeister gezüchtigt oder in die Gefangenschaft gebracht werden.

Wenn wir die Sitten unserer Vorfahren, wie sie vor Jahrhunderten waren, mit den unsrigen vergleichen, so müssen doch auch diejenigen, welche, so viel ihnen von der Weltgeschichte bekannt ist, nur immer wiederholt „die gute alte Zeit“ rühmen, eingestehen, daß in diesen gepriesenen, längst verschwundenen Zeitaltern Manches nicht gut war. Neben einer herrlichen Lichtseite alter Treue und Frömmigkeit, alter Vaterlandsliebe und Tapferkeit, alter Eintracht, alter Redlichkeit, kraft welcher ein gegebenes Jawort unverbrüchlicher war, als es in manchen Fällen heutzutage sein mag, wenn's auch mit Siegel und Brief verbürgt wäre, — neben dem Edlen und Herrlichen der alten Zeit haben wir doch auch schauerliche Schattenseiten derselben gesehen, wie es bei der ungeheuer vernachlässigten Volksbildung nicht anders sein konnte, furchtbare Rohheit auch in den öffentlichen Volkssitten, blutige Gewaltthaten, thierische Sinnenlust, das Laster des Fluchens, und einen großen Theil des Volkes seufzend in den Fesseln der Leibeigenschaft, zudem ein weit verbreiteter Aberglaube, der den freien Aufschwung des Geistes fast unmöglich machte.

Wer wollte die vielfältigen Schattenseiten der Gegenwart verkennen? Steht gegen früher, im Ganzen genommen, die Sittlichkeit des Volkes auf einer höhern Stufe? Sind die Zuchthäuser weniger bevölkert? Sind Gotteslästerungen und Flüche seltener? Ist, wenn gleich keine Leibeigenschaft gesetzlich mehr besteht, der Sklavendienst der Sünde geringer? Sind Selbstsucht, der Hang der Sinnenlust, Herrschsucht unter dem freien Volk nicht mehr vorhanden? Ist *u n e i g e n n ü z i g e* Vaterlandsliebe unter uns verbreiteter oder seltener geworden, als sie ehemals war?

U n d d e n n o c h ! glauben wir an eine sich nahende bessere Zeit. In einer Ausdehnung, wie vorher nie, vervielfältigen sich die Hülfsmittel besserer Erziehung und Bildung von den Hochschulen herunter bis zu den Kleinkinderschulen; die außerordentlichsten Erfindungen bringen nicht nur die Völker Europa's, sondern alle Welttheile in nähere Berührung, der Wunsch nach republikanischen Regierungsformen spricht sich in allen christlichen Ländern immer lauter aus. Die großen Aufgaben der Regierungen erheischen aller Orten die in jeder Hinsicht ausgezeichnetsten, begabtesten, rechtschaffensten, kenntnißreichsten Männer, das Wohl der Völker wird, mittelst der Hunderttausenden von Zeitungsblättern Gegenstand öffentlicher Berathungen und Besprechungen, und sonderbar und worüber wir uns nicht am wenigsten freuen, eben in einer solchen gährungsvollen Zeit sehen wir eine so große Ausbreitung des Christenthums in der Welt, wie seit der Apostel Tagen nicht geschehen ist.
